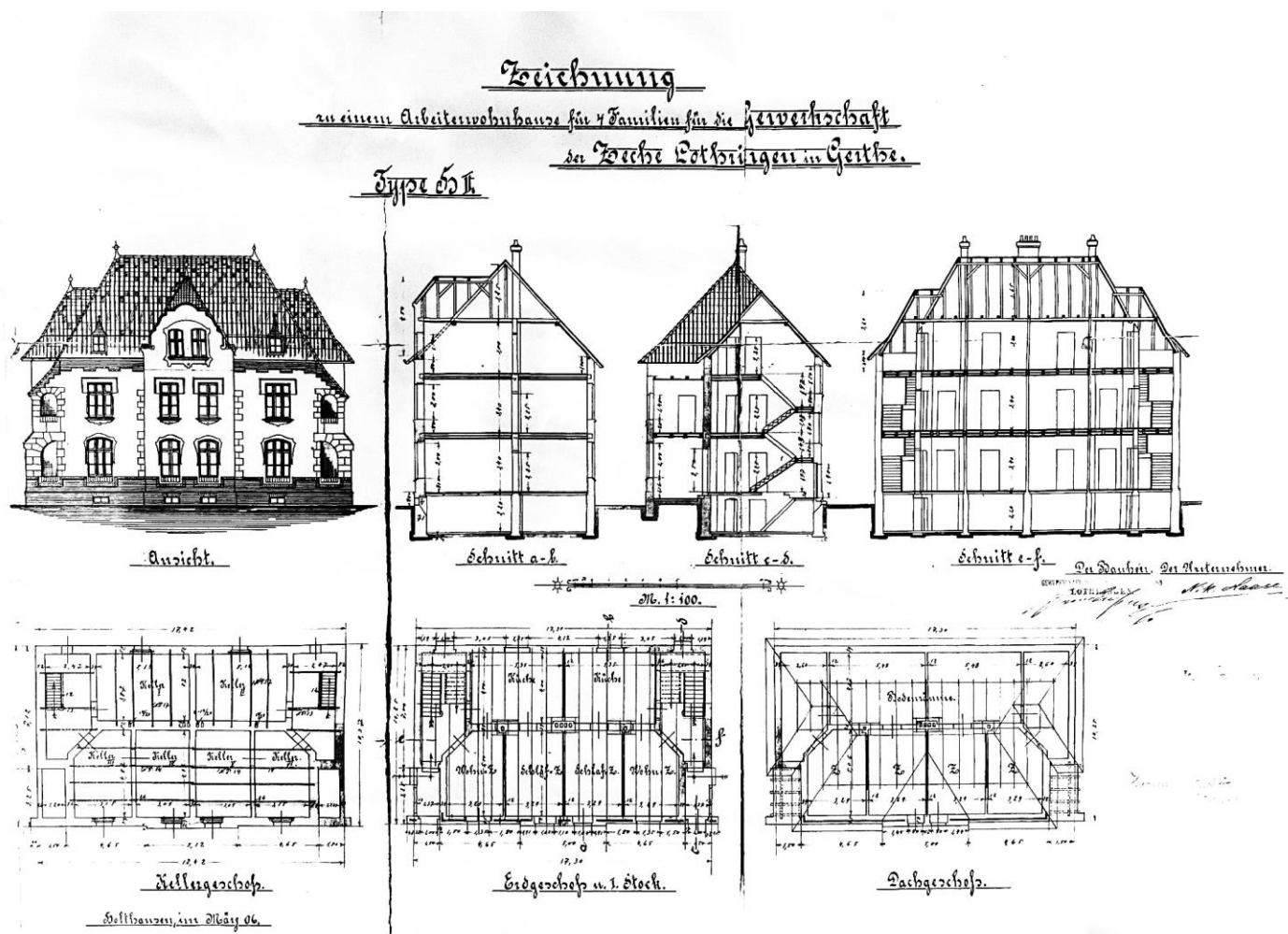


Wie war denn das Leben in einer Bergbau-Arbeiter-Wohnung bis in die 1950er-Jahre hinein?

Anhand meiner Familie möchte ich, Klaus-Dieter Gesk, das mit vielen Fotos, die mein Vater Herbert gemacht hat, in einer Bildergeschichte darstellen. (Teil 1)

Als die ersten Zechen abgeteuft wurden, war unser jetziges Ruhrgebiet fast menschenleer. In den kleinen Dörfern lebten hauptsächlich Bauern mit ihren Tagelöhnern, Köttern und ländliche Hilfsarbeiter. Die Bergwerke benötigten viele Arbeitskräfte, und diese wurden hauptsächlich aus den damaligen deutschen Ostgebieten und Osteuropa angeworben. Zuerst wurden für sie einfache Wohnbaracken aufgestellt. Dort lebten nur Männer in sogenannten Bullenklöstern, ihre Familien waren aber noch in der Heimat. Um die sogenannten Bergleute langfristig zu binden und weitere Arbeitskräfte anzulocken, entstanden zwischen 1870 und 1920 rund um die neuen Zechen Kolonien oder Siedlungen für die gesamten Familien.

Die Siedlung Schwerinstraße (bis 1929 Karlstraße) wurde zwischen 1906-07 gebaut. Wie viele andere Gebäude und Siedlungen aus dieser Zeit, war dafür in Gerthe und Umgebung der Bauunternehmer Nikolaus Hase zuständig.



Das ist die Bauzeichnung unseres Hauses von 1906. Gerthe gehörte noch zum Amt Holthausen. Derselbe Typ wurde auch gegenüber und auf der jetzigen Fischerstraße und der Kirchharpener Straße verwendet. Eine Wasserstelle und Ausguss gab es zwischen den Häusern. Stromanschlüsse waren anscheinend ursprünglich nicht im Haus. Jedes Haus hatte 4 Wohnungen, jeweils mit 3 Zimmern und einer Mansarde im Dachgeschoss, dazu zwei separate Eingänge. Hinter den Häusern waren durchgehende Höfe über die gesamte Straßenlänge. Auf und zwischen den Höfen lagen die Stallungen, jeweils 4 separate Räume mit Lehm Boden, sowie an beiden Enden jeweils zwei Plums Klos. Dahinter lagen die Gärten zur Selbstversorgung, ca. 6 m breit und 20 m lang. Anscheinend gehörten auch ein zentraler Weg und Wäsche-Pöhle zur Ausstattung jeden Gartengrundstücks.

Mein Opa Johann Gesk, geb. 1884 in Danowen, Verwaltungsbezirk Johannesburg, wurde am 1. November 1902 auf der Zeche Lothringen I/II als Bergarbeiter eingestellt. 1907 bezog er mit seiner Familie als Erstmietler die Wohnung in der jetzigen Schwerinstraße. Er hatte mit seiner Frau vier Kinder und als seine Frau verstarb, heiratete er meine Oma Emilie, geb. Bahr. Mein Vater Herbert kam 1924 auf der Schwerinstraße zur Welt. Seine Geschwister waren da schon mindestens 10 Jahre alt. Am 26. Februar 1938 verunglückte mein Opa auf der Zeche Lothringen Schacht IV unter Tage und verstarb am nächsten Tag im Bergmannheil in Folge der schweren Verletzungen. Opa Johann wurde 53 Jahre alt, mein Vater Herbert kurz danach 14.

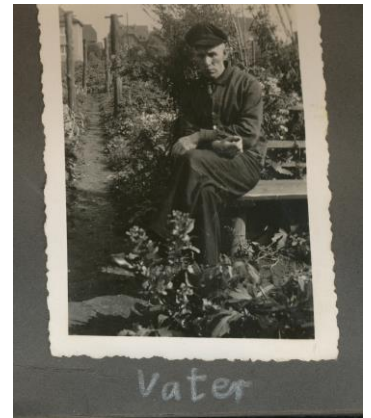


Mutter



Zu Hause

9.6.38



Vater

Oma Emilie war fortan Mieterin der Wohnung. Mein Vater Herbert machte eine Lehre als Modellschreiner beim Bochumer Verein. Nach der Lehre wurde mein Vater 1941 zum Kriegsdienst eingezogen. Er überlebte unverletzt und schon Ende 1945 bekam er eine Anstellung als Schreiner auf der Zeche Lothringen. Er wohnte weiterhin bei seiner Mutter, ein Bruder war gefallen, die restlichen Geschwister ausgezogen.

1947 lernte Herbert meine Mutter Johanna, auf dem Trittbrett einer Straßenbahn von Bochum nach Herne, kennen. Er hielt sie an der überfüllten Straßenbahn fest und hat sie danach nie wieder losgelassen.

Im April 1948 wurde geheiratet, im Juli kam ich zur Welt. Hier beginnt dann meine eigentliche Geschichte über das Leben in einer Bergarbeiter Wohnung bis zum Ende der 1950er-Jahre.



Mein Vater zog mit seiner Familie in die Wohnung seiner Mutter ein. Die Mansarden, als Ein-Zimmer-Wohnungen, waren schon direkt nach dem Krieg von ausgebombten oder geflüchteten Familien bezogen worden. Sie hatten keinen Wasseranschluss. Ein Ausguss war auf dem Trockenboden vorhanden. Von den drei unteren Räumen war ein Zimmer ebenfalls zwangsweise einer Familie zugeteilt worden. Also lebten meine Eltern, meine Oma und ich die ersten Jahre in zwei Zimmern zusammen. Mir war das egal, ich kannte keine andere Welt. Meine Mutter hatte aber große Probleme in diesen beengten Verhältnissen und im Haushalt ihrer Schwiegermutter zu leben.



Etwa zwei Jahre später wurde in der unteren Wohnung ein Zimmer frei, das dann von meiner Oma bezogen wurde und wir als Familie hatten unsere eigene kleine Zweizimmer-Wohnung.

In die Tür-Nische zum Zimmer meiner Oma wurde als Trennwand zuerst ein Einbauschränk eingefügt. Vom Treppenhaus hatte jede Wohnung einen eigenen Zugang. Übrigens wurden damals Wohnungseingangstüren niemals abgeschlossen und auch die Haustür blieb immer unverschlossen. Das machten auch alle Nachbarn so. Man kannte und vertraute sich. Außerdem hatten alle gleich wenig.

Im Schlafzimmer stand das große Ehebett, mein kleines Bett, ein Kleiderschrank und es hing ein großes Bild mit einem Engel und zwei Kindern an der Wand. Wenn ich morgens wach lag, schaute ich mir immer dieses Bild an und erfand irgendwelche Geschichten aus dieser Szene. Über mir hing der Fliegenschrank. Ab und zu hingen dort ein paar Würste oder Ähnliches. Mein Vater war anscheinend ein guter Schütze und im Schützenverein wurden damals oft Lebensmittel ausgeschossen. Auf jeden Fall lag ich oft unter einer Duftwolke. Hier ein späteres Foto von meiner Liegecke im damaligen Schlafzimmer, schon mit Weltempfänger.



Vom Keller gibt es keine historischen Aufnahmen. Und gerade diese wären heutzutage so spannend gewesen. Direkt unter der Kellertreppe gab es einen gemauerten Waschtrog. Dort wurde die Wäsche eingeweicht und gespült. Ansonsten gab es einen Waschkessel mit Kohlenbeheizung, dazu mehrere Wannen, ein Waschbrett, einen Umrührstab. Später kam auf den Waschkessel ein motorbetriebenes Rührwerk.

In meiner Erinnerung wurde nur alle vier Wochen gewaschen, dafür aber drei Tage lang. Im Keller war dann eine Dunst- und Nebelwolke, durch die man nichts und niemand erkennen konnte. Die Keller- und Haustür stand dann offen und die Wolke wabbelte von dort hinaus auf den Hof.



Mein erster Geburtstag



Es gab zwei Kohlenkeller, von der Straße aus zu befüllen und auf dem Hof zwei sogenannte Kohlenkisten. Das war wichtig in der Zeit, als statt zwei Parteien, vier Parteien in jeder Haushälfte wohnten. Außerdem gab es zwei größere Kellerräume, jeweils einen für jeden Hauptmieter. Die Kellerräume zur Hofseite waren durch einen Kriechgang miteinander verbunden. Diese Räume dienten als Luftschutzkeller und waren von außen gekennzeichnet.



Dann gab es als Mittelpunkt noch die Wohnküche. Als einzige Heizung und vor allem zum Kochen, gab es unseren schönen großen Kohleofen, zentral an einer Mittelwand aufgestellt. Der Erste, der aufstand, zündete den Herd an. Dieser feuerte dann bis abends, im Winter bis in die Nacht. Aber vorher musste man zuerst die alte Asche entfernen. Ein Stück Zeitung, etwas Späne als Anmachholz, danach vorsichtig mit einigen Kohlen anhäufen. Diese waren schon vorher aus dem Keller gebracht und in den Kohlenkasten geschüttet worden. Danach wurde je nach Jahreszeit, Erfahrung und Gefühl der Ofen regelmäßig befüllt.



Wo gekocht und gegessen wird, fällt auch Abwasch an. Dafür hatten wir in einer Ecke ein Spülbecken. Das war auch gleichzeitig unser Waschbecken. Das Wasser war kalt und ich nutze auch jetzt noch kaltes Wasser, zum Beispiel für das Zähneputzen. Wir empfanden fließendes Wasser schon als Komfort, da die Mansarden Wohnungen so etwas nicht hatten.



1953 wurde mein Bruder Gerhard geboren und fand auch noch sein Plätzchen in der Wohnung. Der Schlafzimmerschrank wurde entfernt, kam in den Keller und ein weiteres Bett wurde hineingestellt. Wir hatten sowieso nicht viele Sachen zum Anziehen. Noch enger wurde es dann 1956, als meine Oma Henriette aus Ostpreußen und Mama's Schwester Erna ausgesiedelt wurden. Zum Glück war unser Mansardenzimmer freigeworden, dort hatten sie einige Jahre ihre eigene Bleibe. Meine Tante Erna war in Kriegsgefangenschaft und dort an Multipler Sklerose erkrankt. Sie konnte nicht mehr selbständig die Treppen hochsteigen. Mein Vater hat sie fast jeden Tag runter und hoch getragen.

Zum Glück hatten wir ja unsere 22 qm große Wohnküche. Da fanden alle am ausziehbaren Esstisch Platz. Auch die Geschwister meines Vaters kamen öfters mit ihren Kindern zu Besuch.



Später kam dann noch eine Anrichte in der Spül-Ecke dazu.



Wichtig war auch noch der große ausziehbare Esstisch. Darunter konnte man bei schlechtem Wetter wunderbar spielen. Auch unser Radio hatte nach der Geburt meines Bruders noch ein Plätzchen gefunden. Sonntags gab es erst die Egerländer für meine Eltern, danach war Kinderfunk angesagt.



Es war auch noch Platz für einen Flechtsessel, eine Liege, für unseren Kater und den Wellensittich vorhanden.



Zu Weihnachten passte natürlich noch ein Baum hinein.

Ja, und in der Nacht, oder wenn es mal für das Plums klo draußen zu kalt war, ging ich in der Wohnküche aufs Töpfchen.



Und jeden Freitag
der Wohnküche



war Badetag in